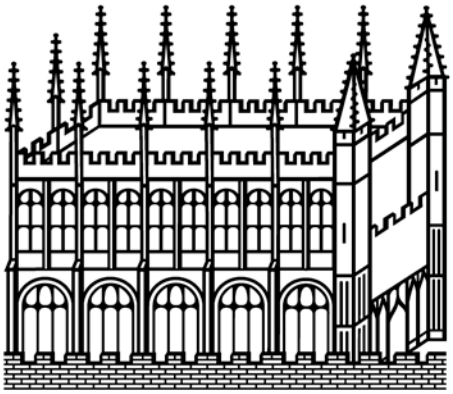

Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Robert R. Schmidt

HOELDERLINS ARCHIPELAGUS

VON FRIEDRICH GUNDOLF

HEIDELBERG 1911
WEISS'SCHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

Öffentliche Probevorlesung
zur Erlangung der Venia legendi
an der philosophischen Fakultät
der Universität Heidelberg
gehalten 26. April 1911.

Alle Rechte vorbehalten.

Dem Andenken
meines Vaters.

Hölderlin gehört zu den Namen die man von je mit einem Schlagwort glaubte umschreiben zu können, weil er sich den wechselnden Ansprüchen der Zeit entzog und den aktuellen Bedürfnissen keinen Anhalt bot. Er bedeutet für die gebildete Masse den romantischen Dichter des Griechentums, der als Opfer einer Sehnsucht nach unwiederbringlicher Vergangenheit seine edle Seele kunstvoll mit antiken Metren in Wahnsinn und Tod gesungen. Man wird gut tun bei solch isolierten Gestalten dem öffentlichen Urteil nachzugehen, auch wenn es nicht genügt. Jene Etiketten enthalten zwar nie die Wahrheit, aber sie sind meist der flache und starre Niederschlag einer Wahrheit, d. h. einer einst lebendig gewesenen Kraft. Die Geschichtswissenschaft hat diese Niederschläge — Fakten, Gattungen, Schlagworte — zu prüfen und sie zu deuten als Zeugnisse der lebendigen Prozesse deren Residua sie sind. So füllt sie die allgemeinen Begriffe wieder mit

individuellem Blut und Fleisch, die leeren Umrisse weckt sie auf zu Farbe und Bewegung, indem sie die öffentlichen Meinungen zurückverfolgt zu ihrem Keim, bis wo sie entspringen aus dem Kontakt einer wirkenden mit einer empfangenden Kraft. Auch das beflecktеste und ausgepresstеste Wort enthält für ein sinnliches Ohr — und dies muss man vom Historiker fordern — noch immer die Schwingung die sein Schöpfer ihm mitgeteilt . . . Noch immer hört es in dem Wort Jdee, so hohl und nichtig es heute missbraucht wird, den Ton mit welchem es aus Platons gebieterischem Herzen hervorbrach in die Seelen erstaunter oder entzückter Athener . . . In jedem Schlagwort ist eine Geschichte verfangen, in jedem Wort eine lebendige Bewegung: sie wieder zu vernehmen ist des Historikers, sie wieder tönen zu machen des Dichters Amt. Und wie es für den echten Dichter kein völlig abgestorbnes Urwort geben kann, so gibt es für den echten Historiker keine Plattheit hinter der er nicht einen ursprünglichen, verschollenen Sinn spürte.

Von Hölderlin als dem Sänger Griechenlands will ich reden: von dem einmaligen inneren Schicksal, wodurch er diesen stereotypen Titel bekam. Sänger Griechenlands hat es viele gegeben — warum nennt man Hölderlin mit Recht

den Sänger Griechenlands: was ist das Unterscheidende, das Einzige und Unerhörte seines Griechenlands und seines Sanges? . . Dies müssen wir begreifen, denn mit dem Einmaligen hat es die Geschichte zu tun, mit dem was durch Einzigkeit ewig, durch Unersetzlichkeit symbolisch ist. Wir befragen die Sänge die Hölderlin dem Griechentum geweiht hat und erkennen in dem Archipelagus das symbolische Denkmal seiner hellenischen Anschauung und Sehnsucht, weil hier im Ton, in Form und Bewegung seine hellenischen Kräfte am dichtesten und reinsten strömen, dichter und reiner als im Hyperion und im Empedokles, in denen die biographischen und Bildungselemente nicht ganz makellos ins Gebilde gebannt sind. Darauf nämlich kommt es an: wer über das Gesamtwesen eines Dichters Aufschluss will, soll sich nicht an seinen Lebenslauf halten, sondern an sein Werk, an diejenigen Gebilde die seine Welt und sein Ich am deutlichsten, d. h. am geformtesten enthalten. Nie wird der je einen Dichter wirklich fassen der ihn nicht liest, als kennte er von ihm nichts als seine Werke. Die Kraft welche die Werke erschafft ist das Primäre, das Besondere jedes Künstlers, seine Schicksale und Zufälle sind nur Material, Anlässe und Grenzen seines wirkenden Wesens. Darum lässt sich aus der Biographie

nie das Werk erklären, erst vom Werk aus gewinnt die Biographie einen Sinn, und das ist das einzige Recht das ihr in der Geistesgeschichte überhaupt zukommt. Uns geht kein Leben an das sich nicht im Werk geäussert und gestaltet hat... In jedem Gedicht Hölderlins wirkt sein Gesamtwesen (d. h. seine Eigenschaften und sein Schicksal) und seine Gesamtwelt (d. h. die Natur, die Gesellschaft der er angehört und die Geschichte die er voraussetzt): aber nicht in jedem setzt er sich mit ihnen so sachlich fassbar auseinander wie im Archipelagus. Diese Auseinandersetzung, oder vielmehr die Darstellung seiner Inhalte, ist freilich selbst eine künstlerische, ist selbst Form geworden, sonst käme sie nicht in Betracht. Das blosse Reden über Inhalte, Meinung, Weltanschauung ist gleichgültig, nur Gestaltung gilt.

Aber da nun einmal die Sprache als künstlerisches Material zugleich Träger gedanklicher Inhalte ist, so haben wir beim dichterischen Kunstwerk, mehr als beim bildnerischen oder gar beim musikalischen, das Recht, den gedanklichen Aufbau selbst als ein Element der Form zu betrachten und von da aus ins dichterische Leben einzudringen . . . Ich beschränke mich hier auf eine Darstellung des seelischen Gehalts den das Gedicht ausgedrückt hat. Bleiben wir

uns nur bewusst dass Dichtergedanken keine begrifflichen Schemata sind, keine Gerüste zu Schulchrieen! Dichterisches Denken ist ein Schauen und Bauen, kein Trennen und Verknüpfen. Was wir hier gesondert vorbringen, als nachträgliche Betrachter, ist Zeugnis einer unteilbaren Einheit, und unsere notgedrungenen Einteilungen bezeichnen die verschiedenen Gesichtswinkel, unter denen wir dasselbe eine Gebild betrachten, nicht etwa ablösbare Teile dieses Gebildes. Das Ganze ist immer früher als die Teile, d. h. Teile sind methodische Hilfsmittel, keine objektiven Realitäten.

Nicht was Hölderlin über Natur und Schicksal, Hellas und Deutschland gemeint hat, sondern wie er sie gesehen hat, das sagt uns sein Archipelagus, mögen wir dies Gedicht als Inhalt oder als Ton nehmen. Sein Weltbild und seine Seele hat er hier in eins gefasst, deutlicher als sonst. Aber noch mehr: hier zeigt er uns zugleich den Gang, man kann sagen die Schichtung seines Wesens. Dies Gedicht ist gleichsam konzentrisch mit Hölderlins eigener Welt: in der Mitte schlägt Hölderlins Herz, und Schicht um Schicht von innen nach aussen lagern sich die Elemente seines Daseins so wie in diesem Gedichte, ich meine: die Natur, das Griechentum, das Deutschtum tragen und folgen

einander so in Hölderlins Leben wie sie im Gefüge des Archipelagus einander tragen und folgen. Wir gehen diesen Schichten von aussen nach innen nach, bis wir an das Herz kommen das mit seinem Schlag und Blut das Ganze durchdringt.

Des wachen Menschen erste Ehrfurcht gilt seinem sinnlich wahrnehmbaren Umkreis: der Natur. Hölderlins Archipelagus beginnt mit der Anrufung der griechischen Landschaft, des Meeres mit Inseln und Küsten. Beim Besuch seiner heimlichen Heimat schaut er zuerst den sinnlichen Raum wo alles Geistige weste und wirkte was jene unerschöpfliche sehnsuchtweckende Vorstellung „Hellas" ausmacht. Hellas! entsinnen wir uns was dieser Name den grossen Deutschen, Hölderlins Vorgängern und Meistern bedeutete! Für Lessing war Hellas die Geburtsstätte der kanonischen Leistungen in Kunst und Denken. Die grossen Werke und ihre Schöpfer sah er losgelöst von ihrem Boden, als allgemein zugängliche, gleichsam abstrakte Güter des menschlichen Geistes, nicht so sehr historisch bedingte Menschen als isolierte allgültige Vorbilder an denen man zu lernen, Gedanken durch die man zu denken habe, Muster und Regeln, allgegenwärtig und unter jeder Sonne brauchbar. Herder fühlte in den unsterblichen Gestal-

ten schon den unwiederholbaren Hauch einer vergangenen Geschichte, eines alten Volks, er begriff die Wechselwirkung zwischen Zeitlichem und Wandellosem, zwischen Boden und Mensch, zwischen Natur und Schicksal. Ihm war Griechenland ein dumpferes Element aus dem sich das unvergesslichste Schauspiel losklärte: die marathonischen Siege und die Tage des Perikles: Helden und Sänger, Weise und Bildner. Aus der frommen Berührung der Trümmer stieg ihm ein lichtes Gewoge von Halbgöttern und Menschen und als schattenhaften Hintergrund glorreicher Geschichte mag er sich Olymp und Akropolis, das Eurotastal, den Akademos vorgestellt haben: eine versunkene, nachleuchtende Welt. Winkelmann richtete den Blick nur auf die Bildwerke, ihm verdichtete sich Hellas in die marmornen Formen voll stiller Anmut und edler Einfalt . Hellas war ihm die Stätte wo Tempel und Statuen standen — und wo Statuen erhalten waren, da war für ihn Hellas. Goethe nahm vom Griechentum das auf was ihn aus dem Sturm und Drang zu Klarheit, Ordnung, Plastik führen und reifen konnte: vor allem Homer und bildende Kunst. Licht, Farbe, Umriss gab ihm Italien, dort war die Landschaft seiner Sehnsucht: die architektonisch geläuterte Landschaft. Aber doch hat er auch den Vers gedichtet »Das

INSTITUTION
OF OXFORD
LIBRARY

Land der Griechen mit der Seele suchend«, den Vers in dem der Hauch griechischer Küstenwinde weht, griechische Tempelhaine hat er gesehen und den Schauer von Paestum erfahren und beschworen in der Iphigenie, in der Achilleis, in der Nausikaa — die Seligkeit des reinen Tags, die Heiligkeit und die Schwermut des Daseins, das Wunder des Meers und des südlichen Himmels .. unter den Trümmern am südlichen Strand ging ihm das hellenische Geheimnis auf: dass das Einfache reicher ist als das Verworrene, die Gestalt unerschöpflicher als das Chaos, das Licht tiefer als das Dunkel. Auch die klassischen Schluchten und Gipfel, die Werke des Seismos sichtete er später, aber mehr mit geologischem und mythologischem Blick, als historischem. Die klassische Walpurgisnacht sowie Fausts und Helenas arkadische Antizipationen spielen auf scharf umrissenen und abgegrenzten Schauplätzen, als mythisch heroische Faschings- oder Hochzeitsfeste. Die griechische Landschaft lebt im Faust nicht durch sich selbst, sie wird beseelt durch die Gestalten deren Tummelplatz sie ist, freilich ein Tummelplatz wie ihn nur das eindringendste, raumschaffende, man möchte sagen stereoskopische Bildnerauge schauen konnte: mit allem Bezeichnenden der Umrisse und Details, aber mit der liebevollen Unbarmherzigkeit eines

fremden Beobachters . . dies war nicht Goethes innere Landschaft. Für Schiller war Hellas mehr eine Gesinnung und Haltung, ja eine Weltanschauung, als ein Komplex sinnlicher Erscheinungen und Geschehnisse. Nun kommt Hölderlin und durchdringt Hellas mit seinem ganzen leidenschaftlichen Herzen, ergreift es mit allen Organen durch die er sich lebendig fühlte.

Von Lessing bis Goethe ist das Bild von Hellas mit immer dichterer Sinnlichkeit gefüllt, immer näher beschaut, betastet, umarmt worden. Hölderlin zieht es ganz in sich hinein. Symbolisch dafür ist auch die Geschichte der griechischen Versmasse in der deutschen Dichtung. Erst eine spielerische oder mechanische Nachahmung des abstrakten metrischen Hexameterschemas, ganz früh bei Fischart, später bei Bodmer. Klopstock sucht dann dies Schema immerhin mit einem gemässeren pathetischen Gehalt zu füllen, aber man spürt bald die Lücken, bald die überquellenden Wülste: die griechischen Masse, unterm südlichen Himmel beim Rollen des heroischen Meeres geboren, wollten sich dem protestantisch deutschen Enthusiasmus nicht schmiegen. Goethe dem heidnischen Wiedereroberer Roms gehorchten sie: aber sie gehorchten doch nur. Doch die Strophen und Hexameter Hölderlins sind keine metrischen Versuche, keine erfolgreichen

Nachahmungen: sie sind der völlig ursprüngliche Ausbruch der inneren Griechheit in deutscher Sprache, sie sind der angeborene Rhythmus dieser Seele, ihr unbefangener, notwendiger Ausdruck, nicht ein Zeugnis seines Könnens, sondern seines Müssens. Kein Schüler der Griechen, sondern nur ihr Bruder konnte so singen. Seine hellenischen Rhythmen sind Urgebilde, von innen nach aussen geboren, nicht litterarische Kunststücke, von aussen nach innen geformt, wie selbst Goethes Achilleis. Und so ist auch sein Griechenland keine Abschilderung einer äusseren Vorwelt, sondern die Projektion eines inneren Gesichts, keine historische oder ideale Landschaft — nein Hölderlin sieht die Natur überhaupt, Meer und Inseln, Elemente und Formen, Wälder und Flüsse, Jahreszeiten und Gestirne in hellenischer Form. Wie keinem anderen Deutschen ist ihm Hellas a priori gegeben, eine eingeborene Form seines Geistes, kein historischer Erfahrungsinhalt. Wo er die ewige und wandelnde Natur erlebt, da erlebt er Hellas mit. Sein Hellas hat also nichts mit Ruinensentimentalität, auch nicht — wie man seit Haym immer annimmt — mit romantischer Sehnsucht zu tun, die aus der Leere kommt und durch Traum ersetzt was die Wirklichkeit versagt. Freilich, Hölderlin hat sich selbst so missver-

standen, seine hellenische Passion als Heimweh nach einer versunkenen Welt gedeutet, statt als den Andrang innerer Gegenwart. Denn das Griechentum das in ihm lebte und das Griechentum das ihm als Bildungswelt vorschwebte, mit andren Worten, sein Wesen und sein Wissen von sich, waren zweierlei: jenes war orphisch, dieses homerisch, oder mit der umfassenderen Terminologie — jenes dionysisch, dieses apollinisch. Der Orphiker besingt die Welt als verkörperte Bewegung, der Homeriker als bewegte Gestalt. Der griechische Wille und Weg aus dunkelstem Rausch zu klarstem Traum war auch der Hölderlins. So stiegen ihm aus orphischer Besessenheit homerische Bilder empor und lockten ihn als das höchste Wünschbare. Diese Bilder waren ihm allerdings durch die Historie als eine schöne Vergangenheit gegeben, er hatte sie nicht erst zu erschaffen, wie die Alten selbst — obwohl ja auch den perikleischen Athenern die homerische Welt schon ein ferner Mythus erschien. Was Hölderlin von jeder Romantik trennt, ist seine angeborene Orphik. Sie befähigte ihn den überkommenen Mythus in seinen eigenen, morgendlich neuen zu verwandeln, alles Historische, Vergangene daran umzuschmelzen in seinem gegenwärtigsten Feuer. Nicht was er meinte und dachte geht uns an, sondern wie er

schaute und formte. Dass er aber echter Orphiker war, dafür ist die Art wie er die Natur als solche, als Urphänomen ergriff, ein Zeugnis. Wenn er den Archipelagus anruft, als den Alten, den Gewaltigen, den Vater, seine Inseln mit rhythmischer Inbrunst als die Heroenmütter beschwört, wenn er aus seinem langausgehaltenen trunkenem Atem heraus immer neue Verkörperungen seines bewegten Gefühls hebt, so ist das Unterscheidende dieser Naturansicht die neue Art der Allbeseelung — nicht im Sinn der Stimmung, das heisst der Umdeutung der Landschaft in Seelenzustände, sondern im Sinn des antiken Naturmythus, als Vermenschlichung der Kräfte des Webens und Wachsens, die den Menschen in und mit der Landschaft durchdringen. Diese vermenschlichten Kräfte sind nicht literarisch-dekorativ aus der antiken Mythologie übernommen, keine Barock- oder Rokoko-Gottheiten, als Staffage in eine gepflegte Kulturlandschaft gestellt: dieser Meergott ist kein bärtiger Greis mit Dreizack, das heilige Mondlicht keine schlanke Luna, die „Sonne des Orients Kind" kein fackel- oder bogentragender Phöbus: nein die sichtbare Natur, in Hölderlins Wesen als eine bewegte, wirkende, empfangen, ist hier wiedergeboren als ein Kreis von vergötterten, d. h. für Hellenen: leibgewordnen Kräften. Dasselbe

Erleben das dem antiken Naturmythus zugrunde liegt ist hier wirksam, ein später Bruder der Hellenen ist hier in eine christianisirte, ja in eine entgötterte Welt wieder emporgetaucht. Hellenisch ist, dass Hölderlin die schaffenden und zeugenden Gewalten in sich und draussen, die Erregung und Erschütterung die ihn ergreift beim Anhauch der Natur oder des Schicksals, nur erleben und aussprechen kann unter der Form menschlich bewegter Leiber. „Empfindet er nur irgend eine Freude, er ahndeteinen Bringer dieser Freude". Unwillkürlich verdichtet er alle inneren Vorgänge zu bewegten Gestalten und empfindet er das Gestaltete das er schaut als Sinnbild von Bewegungen oder Kräften. Dieses Hin- und Wiederfluten von Formen zu Kräften, von Kräften zu Formen ist heidnisch-hellenischer Pantheismus, das heisst Pananthropismus. Denn nur unter der Form des Menschen nahm der Hellene — und Hölderlin — das Göttliche wahr. Darum war aber für ihn das Menschliche nicht entgöttert, der menschliche Leib das oberste Sinnbild alles Lebens.

Dem Christen hat alles Leben nur Wert, insofern es von Gott geschaffen oder gewollt ist. Der Grieche sieht das Göttliche gerade im Leben selbst und in seinen Gestaltungen oder Bewegungen, vor allem im Leib. Denn der Leib ist beides: Gestalt und Bewegung, oder Mass

und Kraft. Er gehört der Zeit, dem Werden an, und gehört dem Raum, dem Sein an. Hölderlin war darin orphisch dass er das Sichtbare las als ein Sinnbild des Werdens. Das Sein nahm er nur wahr als Bewegung . . den Akten der Schöpferkräfte dringt er von innen heraus durch eine brüderliche Symphatie nach — nicht die gesonderten Figuren der Berge und Bäume, Felsen und Blumen umreisst er: nicht das ruhende Dasein seiner Inseln und Flüsse beschreibt er, sondern ihre Aktion oder Funktion: „Delos erhebt ihr begeistertes Haupt, von trunkenen Hügeln quillt der Cypriertrank und von Kalauria fallen silberne Bäche." So wie er sich selbst nicht als isoliertes Geschöpf weiss, sondern als Organ derselben Gewalten die den Reigen der Elemente und Gestirne führen und füllen, so ist ihm die Natur nicht ein Prospekt schaubarer, geniessbarer, nutzbarer Bereiche, sondern wahrhaft wieder Natura, ein Werdendes, ihm, dem Kind des Werdens verschwistertes. Das ist die dionysische Empfindungsweise. Dionysos selbst ist ja nur das oberste Sinnbild des Weltgefühls das uns, aktiv oder passiv, einbezieht in alles was da schwillt und reift, wird und welkt. Die besondre Farbe worin Hölderlin die so gefühlte Welt sah wird, wie gesagt, bestimmt durch Vorstellungen seiner apollinischen

Bildung. Nur einem mit perikleischen Erinnerungen genährten Gedächtnis konnten Namen wie Cayster und Mäander, Tenos und Chios so nah und geschwisterlich klingen, sie füllt er mit solch zärtlichem Gewicht im Rhythmus seiner Verse, dass sie hier auch den Griechenfremdling mit einem Schauer anwehen von der seligen und süssen Schwermut mit der Hölderlin sie vernahm . . . Wie ihm die Natur als ein Urphänomen in griechischer Weise sich offenbarte, so sah er eben auch in griechischer Landschaft nichts Historisches, sondern eine sinnliche Nähe.

Wem die Landschaft nur ein umfänglicheres, dumpferes, schicksalloseres Menschliche ist, dem kann der Mensch mit seiner Kultur und Geschichte unmöglich nach rousseauischer, modernzivilisierter Auffassung ein Gegensatz zur Natur sein. Kultur und Natur sind für ihn, sowenig wie für den Griechen, Gegensätze . . sie sind konzentrische Kreise. Das geschichtliche oder kultivierte Menschtum — Hölderlin sah seine reinste, oder nach damaliger Terminologie »allgemeinmenschliche« Form, im Griechentum — ist ihm nur ein engerer, hellerer, wacherer Kräftekreis innerhalb der Naturkräfte . . . Wir können übrigens bei Hölderlin einfürallemal Kräfte gleichsetzen mit Göttern. So finden wirs auch im Archipelagus. Nachdem er durch die Anrufung

der Naturgötter, der Landschaft den weitesten, Umfang für sein Werk gezogen, beschwört er das griechische Menschtum, die Kulturwelt selbst und bevölkert einen innern Zirkel mit noch herzlicheren Gesichten. So nähert er sich der Mitte seines hellenischen Erlebens und seines Gedichts. Den gedanklichen Uebergang stellt er her, indem er die notwendige Wechselbeziehung zwischen Natur und Mensch ausspricht — er erinnert den einsam trauernden Meergott an seine menschliche Verlassenheit:

Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen.
Sage, wo ist Athen . . .

Und nun folgt jene gewaltige Evokation der athenischen Kultur — der reinsten Geschichtwerdung der göttlichen Kräfte, deren reinste Naturwerdung er im Eingang seines Gedichtes besungen. Diese Kultur ist sowenig die Vision eines nachtrauernden Historikers als jene Natur die eines sentimentalen Reisenden, eines Matthison oder Byron ist . . . Gerade der zweite Gesang des Childe Harold verdeutlicht uns den Unterschied. Da ist der Lord der seinen Spleen an die Bildungsstätten spazieren führt und dem dort klassische Schulerinnrungen einfallen, rührende oder erhebende. Auf Marathons

Ebene gräbt er Perserwaffen aus, auf der Akropolis schabt er an perikleischen Spuren — er ist der ins poetisch romantische gesteigerte Brite mit dem Reisebuch in der Hand, stets bereit sich mit Blick und Geist auf Reste zu stürzen und jedem Lokal seine Vergangenheits-sensationen auszupressen. Mit solchem Reliquienkult hat Hölderlins Athen nichts zu tun. Wie seine griechische Natur keine Ferne, ist seine griechische Kultur keine Vergangenheit.. Beide sind ihm die gegenwärtigsten Kräfte, Offenbarungen seiner geglaubtesten Götter, Verwirklichungen seines lebendigen Willens, keine leeren Schatten seiner Phantasie, sondern Visionen, Geburten seines eignen Bluts — und seine Sehnsucht nach den hohen Bildern ist nicht die nach Verlorenem, sondern nach liebender Verschmelzung . . die Sehnsucht der Fülle, nicht die der Armut. In der griechischen Landschaft vergötterte er die Grundkräfte des elementaren Lebens, hier preist er menschliche Urtätigkeiten, Grundtypen der Kultur: den Kaufmann, den kühnen tätigstrebenden Völkervermittler, und den sinnenden Jüngling der zu Grossem heranreift, nicht die verschollenen, historischen Formen — nein Ideale menschlicher Haltung überhaupt, Notwendigkeiten oder Möglichkeiten des Menschentums die er nicht einfürallemal vergangen, son-

dern jederzeit realisierbar sieht. Aber freilich, die Griechen waren es, welche die menschlichen Urtriebe und Berufe, das Wandern und das Sinnen, das Beherrschen und das Pflegen der Erde, am reinsten verkörpert haben, für alle den einfachsten nnd schönsten Vollzug fanden, weil sie alles Menschliche so gross schauten und übten, dass sie das Göttliche, Unsichtbare nicht würdiger versinnbilden konnten als in menschlichen Formen. Der vollkommene Mensch ist das Mass aller Dinge, und also göttlich. Diesen Sinn haben auch Goethes Verse:

So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Dass ihm der schönsten einer glich.
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

d. h. Götter und Menschen sind nicht geschieden. Eine Stufenfolge flutender Uebergänge eint sie. Und darum weil es nicht des Dichters Sache ist die idealen Sinnbilder zu erfinden, wird er die einmal erreichten Vollkommenheiten im eigentlichen Sinn verewigen: »den Leib vergotten und den Gott verleiben«. Das ist der Sinn der Geschichte für den Dichter — sie zeigt ihm wo die höchsten Möglichkeiten einmal Wirklichkeiten waren. So empfing Hölderlin das historische Hellas, so ergriff er den symbolischen Moment der griechischen Geschichte, die Schlacht bei

Salamis und das nachfolgende Zeitalter des Perikles. Dieser pindarische Schlachtgesang — pindarisch, weil aus dem Pathos des Preisens, nicht homerisch aus dem Ethos des Erzählens geboren — dieser Päan feiert den Sieg des göttlichen Geistes über dumpfe Gewalt überhaupt, nicht den eines gewesenen Volks über ein andres. Der „vielgebietende Perse" ist Sinnbild für die geistlose Macht überhaupt, der Athener für den Genius überhaupt. Für den heidnisch-hellenisch Gesinnten gibt es keine Kriege zwischen Gut und Bös — nur zwischen Begeistetem und seellos Dumpfem. Der Kampf der Kultur gegen die Barbarei ist die prägnanteste menschliche Form jenes schon in der Natur, in den Elementen vorgebildeten Urkampfs — jenes Grundtriebes den Heraklit als Vater aller Dinge preist. Darum bedeutet der Sieg der Athener über Xerxes für Hölderlin nicht bloss ein erfreuliches Faktum der Historie, sondern eine sinnfällige Offenbarung der göttlichen Kraft durch die und für die er selber existierte. Sein Jubel über den Sieg bei Salamis ist die reinste Frömmigkeit, ist ein Danklied an seine eigenen Götter, kein historisches Hochgefühl . . . Religiöses Entzücken schwingt in dem Vers „Aber an Salamis Ufern, o Tag! an Salamis Ufern." Und nicht historische Reminiszenzen sollen durch die Schilderung

der perikleischen Herrlichkeit aufgefrischt werden, die Leidens- und Heilsgeschichte des athenischen Volks ist ihm im engsten, theologischen Sinn Offenbarung, d. h. Urkunde und Gewähr vom Wirken und Dasein seiner Gottheit, wie die Bibel dem Christen. Seine Verse sind hier Psalmen, oder wenn Sie wollen, Epinikien — jedenfalls, dies kann man nicht genug betonen, religiösen, nicht historisch-sentimentalen Ursprungs, an eine Gegenwart, nicht an eine Vergangenheit gerichtet. Die Geschichte und Kultur der Athener ist für ihn die angeschaute Verwirklichung der Lebenskräfte die er als Möglichkeit in sich fühlt und als Notwendigkeit für alle. Mit der eignen Seele kämpft er den Streit der Athener gegen Perser, des Genius gegen den dumpfen Druck täglich. Seinen Glauben, nicht seine Bildung muss man befragen, um seine Stellung zu Hellas und zu seiner Umwelt zu begreifen. Denn seine Stellung zur Umwelt ist die negative Seite seines positiven hellenischen Glaubens. Hellas ist ihm die Offenbarung an der er seine Zeit messen muss, wie der Christ die Welt an dem offenbarten Worte Gottes misst.

Deshalb schliesst die Schilderung athenischer Glorie im „Archipelagus“ als einen abermals engeren Ring die Klage und das Gericht Hölderlins über seine Zeit ein. Wir nähern uns

damit der innersten Not die ihm den Mund öffnet, dem Herzen das schwer ist von hellenischer Fülle und das Zeugnis ablegen muss: es zerspränge sonst im luftleeren Raum . . . Gewöhnlich nimmt man an, Hölderlins Griechenkult sei die Folge davon dass ihm in seiner Zeit oder auch in seiner Haut nicht recht wohl war, dass er sich also geflüchtet habe in eine schönere Vorwelt aus Mangel an Kraft zum Kampf mit der rauhen Wirklichkeit oder aus Mangel an Humor der ihm darüber weg half: kurz romantische Flucht. Das ist falsch. Hölderlins seelische Kraft, in seinen Werken manifestiert, ist eine der grössten die unter Deutschen sich je hervorgetan . . . und nicht an seiner Schwäche ist er zugrunde gegangen, sondern gerade an seiner unerbittlich starken, keines Kompromisses fähigen Reinheit.

Gegeben war ihm nämlich ursprünglich nicht seine deutsche Umwelt, sondern seine dionysisch hellenische Innenwelt. Hölderlins Urerlebnis war: dass Hellas schön, nicht dass Deutschland hässlich sei. Ein freudiges Ja, kein oppositionelles Nein . . . Nicht weils ihm in seiner Welt missfiel, fand er die Griechenwelt schön, sondern weil er ein schönes Hellas lebendig in sich wusste, musste er seine Umgebungen dürftig finden. Er war in die Welt gesandt als der Träger und Seher

eines um ihn her nicht mehr gültigen, aber deswegen nicht minder wirklichen und starken Glaubens und Weltgefühls: desselben auf dem die griechische Schönheit und das griechische Heldentum beruhte. Von diesem Glauben konnte er sich nichts abdingen lassen, und damit traf er in eine widerhellenische Epoche: er fand die Natur verfehmt oder verflüchtigt, die Leiber entgeistet oder entgöttert: an Stelle der Substanzen sah er praktische oder transzendente Spekulationen, an Stelle der Triebkräfte die Zwecke, an Stelle frei gewachsener, organisch gebundener Menschen die Frohnsklaven von Berufen und Pflichten. Die menschliche Welt — beim besten Hellenentum in den gotthaften Gesamtorganismus einbezogen — sah er in einen klappernden Mechanismus verwandelt . . Gedanken und Gesichte der grossen Zeitgenossen änderten nichts an diesem Gesamtbild, an dieser armen Sichtbarkeit.

Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar . .

Da er ein sinnlicher, sehender, fühlender — kein abstrahierender Studierstuben-mensch war, konnte er sich nicht mit tiefen Konstruktionen oder flachen Ideen, wie Fortschritt u. dgl., über die sichtliche Dürre und Verbogenheit seiner Umwelt wegtrösten . . . Wer mit dem Leib erlebt, als ganzer Mensch, und nicht mit dem klugen Hirn, der muss Ja und Nein sagen, ob er will oder nicht — ihm helfen keine »Ideen« . . . Und Humor besass Hölderlin so wenig wie die klassischen Griechen selbst. Des Aristophanes orgiastische Heiterkeit hat mit Humor nichts zu tun. Humor ist eine nachchristliche Erscheinung, setzt den bewussten Gegensatz zwischen Gott und Teufel, Geist und Leib, er setzt Brechung und Spiegelung voraus. So musste das blosse Aussprechen seines positiven hellenischen Glaubens für Hölderlin auch Anklage seiner Umwelt sein. Unser lähmender Historismus hat fast das Gefühl verloren dafür was es heisst: nicht anders können. Dies Nichtanderskönnen ist das Zeichen ursprünglicher Menschen. Der ächte Seher hat das Recht und den Mut auszusprechen dass eine ganze Epoche Wahn und Frevel sein kann, von seinem inneren Gesicht aus. Hölderlin hat das Göttliche in der einen Menschwerdung und Volkwerdung geschaut und erlebt: wie sollte er nicht fühlen dass seine Zeit dieses heidnisch

Göttlichen entbehrt! Eben weil ihm Hellas Religion, nicht Historie ist, weil es ihm göttliche Offenbarung ist, muss er alles daran messen. Das Göttliche aber, einmal offenbart, verpflichtet den der es geschaut und bestimmt seine Forderungen an alles was ihm begegnet. Seher sein ist ein strenger Beruf. Dies Wissen ist die Mitte von Hölderlins Leben und Gedicht, das Wissen um ein unverlierbar Göttliches, die Qual, in seiner Zeit nimmer die Offenbarung dieses Göttlichen an einer begeisteten Gesamtheit zu erleben, Jahrtausende getrennt zu sein von jener hellenischen Offenbarung. Mit seinem Sehertum ist er in eine entgötterte Welt gestellt, das ist Ahnung eines tragischen Untergangs:

Denn oft ergreift das Irrsal
Unter den Sternen mir, wie schaurige Lüfte, den Busen
Dass ich spähe nach Rat . . . .
Stumm ist der delphische Gott.

Aber trotzdem ist seine Elegie und sein Zürnen voll von fast entzückter Zuversicht, als sei er nicht umsonst bei den heiligen Schatten drunten gewesen, als hätten ihm die Versunkenen tröstliche Kunde gebracht. Denn wer die Götter einmal geschaut, wer, wie Hölderlin durch die Hellenische Offenbarung, ihres Waltens versichert ist, der kann am Schicksal der Welt nimmer verzweifeln. Jede Offenbarung gewährleistet dem

Gläubigen die Wirklichkeit seiner Götter. So weiss auch Hölderlin, da das Göttliche war, so ist es noch .. denn es gehört ja zum Wesen der Gottheit dass sie unsterblich ist. Um die Welt ist ihm also nicht bange, was er auch um sich sieht — und was gilt dem heroischen Menschen sein Privatschicksal! .. Die Gottheit, der Geist der Natur, muss sich also früher oder später einmal unter den Menschen, unter den Deutschen, offenbaren, die schlafenden Helden und Götter werden erwachen — auch dies ist durchaus griechisch, nicht christlich gedacht, dass Götter schlafen: sie haben an allem menschlichen Teil. Darum ist die Göttersprache für Hölderlin das Wechseln und Werden. Diese Göttersprache zu vernehmen und zu künden, ist der Vates in die Welt geschickt, er hat das doppelte Amt: die offenbar gewordene Gottheit zu preisen und die schlafende zu wecken. Das Schöne und Heroische das war festzuhalten im Lied und das Dumpfe mit dem eigenen Hauch zu beseelen, neue Formen des Göttlichen zu ermöglichen: das sind die Grundpflichten des Seherdichters, wie die Alten ihn verstanden — Hölderlin ist in Deutschland sein reinster Typus. All seine Dichtung will entweder schöne und grosse Vergangenheit verewigen oder schöne und grosse Zukunft vergegenwärtigen. Im Archipelagus löst er

beide Aufgaben ineinander: er beschwört sein Hellas, um sein Deutschland zu vergöttlichen. Vergangenheit und Zukunft sind aber schon nachträgliche Begriffe, Denkformen, keine Realitäten. Für den Dichter selbst gibt es nur ewige Gegenwart, d. h. er ist an sich zeitlos: er empfängt seine Gesetze nicht von der Zeit, sondern von Gott, von dem was Sokrates und Goethe den Dämon nannten — einem Unerforschlichen, Herkunftslosen, schlechthin Seienden, Hinzunehmenden. Aber freilich nur in einem zeitlich bedingten, irdisch beladenen Menschen wird die Gottheit Sprache .. Sie geht ein in die beschränkte Materie. Und dies ist die Tragik des Sehers in einer entgötterten Zeit. Die Zeit kann den Seher nähren und tragen, wie den Pindar die seine, sie kann ihn auch hemmen und durch Leere ersticken ... Der Seher hat sich unter keinen Umständen nach den Ansprüchen der Zeit zu richten, wie man im demokratischen Zeitalter fordert, sondern einzig nach seinem Dämon. Und der Dämon fragt nicht nach Glück und Unglück seines Verkünders, der Verkünder nicht nach Zweck und Lohn des Dämons. Er muss, er will nicht. In den dämonischen Widersachern ihrer Zeit aber liegt meist die Zukunft: sie lag in Plato, sie lag in Dante — und was Hölderlin einsam sah das sehen und wissen heute schon

manche. Untergang oder Scheitern ist kein Einwand (weder gegen die Person noch gegen ihre Weisheit). Freilich ist nur ein heroisches Leben das Zeichen der dämonischen Berufung. Nicht jeder dem's schlecht geht darf auf die Zeit schelten. Dass Hölderlin trotz seiner Einsamkeit sein hellenisches Ideal durchhielt, ohne Kompromiss und ohne böse oder stumpfe Verzweiflung, mutig und selig trotz der Verbannung aus seiner inneren Heimat, glühend inmitten des Frosts und der Oede, königlich und heilig trotz der deutschen Hauslehrermisere: das macht ihn zu einem unsrer heroischen Menschen. Durch seinen Ton und seine Haltung im Leben bewährte er das Recht sein Volk zu richten und Hellas zu preisen — ein Recht das wir nicht jedem Geschmäckler und Phantasten, nicht jedem Schulmeister zugestehen. Es ist das Unromantische an ihm dass er war was er sang: ein schöner und heldenhafter Mensch. Drum ist das Schicksal das ihn in die Nacht führte tragisch, aber nicht traurig und sinnlos. Als tragisches, nicht als trauriges Los empfand er denn auch sein äusseres Dasein, und kannte »vor'm Schicksal wenig Klage, wenig Hass«. Der Kontrast zwischen seiner inneren und seiner äusseren Existenz, d. h. zwischen seinem Sehertum und seinem Hauslehrertum, zwischen seiner Zeitlosigkeit und seiner

Zeit, war ja zugleich seine Not und sein Trost ... Unter Griechen hätte er nicht zu singen brauchen. Unter den Deutschen wusste er sich den Hüter des heiligen Feuers.

Und nun lesen wir seinen Archipelagus von innen nach aussen. Im Zentrum des Gedichts steht das zeitlos Göttliche, der hellenische Dämon, der ihm die Zunge löst, der durchdringt die weiteren Kreise: er heisst ihn die griechische Vergangenheit wachhalten, die unsterblichen Toten suchen:

Dort .. will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr heiligen Namen!
Her euch rufen bei Nacht, und wenn ihr zürnend erscheinet,
Weil der Pflug die Gräber entweiht, mit der Stimme des Herzens
Will ich, mit frommem Gesang euch sühnen, heilige Schatten!

Der zeitlose Dämon heisst ihn die Gegenwart richten, und eine strahlende Zukunft, eine Wiedergeburt der Götter vorwegnehmen, er gibt ihm Kraft zu harren,

Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen
Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender Odem
Wieder, wie vormals oft, bei Hellas blühenden Kindern
Wehet in neuer Zeit und über freierer Stirne
Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
Stilleweilend der Gott in goldenen Wolken erscheinet.

Der Dämon in ihm verbürgt ihm die Ewigkeit seiner Götter, die Wahrheit seiner Gesichte und seiner Ahnungen überhaupt: war Hellas wirklich, so ist es auch lebendig. Und ist es lebendig, so muss es erwachen. So wächst ihm die Vergangenheit und die Zukunft zu einem gegenwärtigen Schicksal zusammen. Und zeitlos wie sein innerer Dämon ist ja auch die Natur, die andre grosse Offenbarung um deretwillen er das Leben erträgt und segnet. Um alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schliesst sich noch dieser wandellose Kreis, der unsterbliche Raum für die unsterbliche Zeit, das göttliche Sein im göttlichen Werden . . All dies sind ja nur Formen von Hölderlins Gottheit, verschiedene Offenbarungen desselben Lebens: sein eigenes Herz, das menschliche Geschehen in Vergangenheit und Zukunft und die sinnliche Natur. Die Natur gibt die erste Bewegung und die letzte Ruhe und sie ist der unverrückbare Horizont, vor dem alle inneren und äusseren Schicksale sich abspielen, und so kehrt Hölderlins Lied im Kreise zurück zum alten wandellosen Meergott, mit dessen Beschwörung er anhob:

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, aus deinen Wogen, o Meergott
Töne mir in die Seele noch oft, dass über den Wassern

Furchtlosrege der Geist, dem Schwimmer gleich,
in der Starken
Frischem Glück sich üb, und die Göttersprache,
das Wechseln
Und das Werden versteh; und wenn die reissende
Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Not und
das Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben
erschüttert,
Lass der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!